

Gerhard Jochem (Bearb.): **Blutvergiftung. Rassistische NS-Propaganda und ihre Konsequenzen für jüdische Kinder und Jugendliche in Nürnberg** (= Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg, 38. Bd.). Nürnberg [Selbstverlag des Stadtarchivs Nürnberg] 2015, ISBN 978-3-925002-38-0, 256 S., 95 Abb., 30,00 Euro.

In der bekannten Reihe der Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg ist auf einen Quellenband hinzuweisen, der anhand von unterschiedlichen Quellen die nationalsozialistische Rassenpropaganda und ihre Wirkungen aufzeigt. Ein Schwerpunkt des interessanten Text- und Photomaterials liegt dabei auf Augenzeugenberichten von zwischen 1920 und 1940 geborenen jüdischen Kindern und Jugendlichen. Auf diese Weise vermittelt der Bearbeiter einen eindrucksvollen Einblick in die jüdische Lebenswirklichkeit zwischen den Jahren 1933 und 1945. Den weitaus umfangreichsten Teil der Quellensammlung stellt die von Ursula Decker besorgte deutsche Übersetzung der Autobiographie des aus Nürnberg stammenden Juden Herbert Kolb (1922–2016) dar, der 1943 zusammen mit seinen Eltern, seiner Schwester und deren Mann in das Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt wurde (S. 56–176). Sein eindrucksvoller Bericht ist eine herausragende Quelle über das Schicksal KZ-Überlebender, was aufgrund des Umfangs und der Bedeutung die Frage aufwirft, warum die gesamte Quellensammlung nicht als Edition dieses Berichts (mit ergänzenden Quellenstücken) publiziert wurde. Darüber hinaus vermisst man in einer archivalischen Publikation (!) ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Ungeachtet jener konzeptionellen Fragen soll-

te der Wert dieser verdienstvollen Zusammenstellung gerade im Hinblick auf geschichtsdidaktische Fragestellungen und die Verwendung solcher Quellen im Unterricht eigens hervorgehoben werden. Über die rein stadt- und regionalhistorischen Bezüge hinaus stellen die Quellentexte und Darstellungen sowie die Autobiographie Herbert Kolbs einen wichtigen Beitrag zur Geschichte Nürnbergs während der nationalsozialistischen Herrschaft dar.

Johannes Schellakowsky

Deutsches Historisches Museum (Hrsg.): **Deutscher Kolonialismus – Fragmente seiner Geschichte und Gegenwart**. Darmstadt [Theiss Verlag] 2016, ISBN 978-3-86102-198-8, 336 S., 200 Farbbabb., 29,95 Euro.

Das Buch ist der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Deutschen Historischen Museum, Zeughaus Berlin, Unter den Linden 2, die vom 14.10.2016 bis 14.5.2017 stattfand. Der Ausstellung und dem DIN A4-formatigen Begleitband kommt das Verdienst zu, erstmals umfassend die Zeit des deutschen Kolonialismus darzustellen. Der Band bildet in seinem Katalogteil die Ausstellung detailliert nach. Darüber hinaus werden auf ca. 150 Seiten in zahlreichen Essays vielseitige Facetten der Kolonialherrschaft sichtbar gemacht. Die Essays beschäftigen sich mit unterschiedlichen thematischen Beiträgen. Ihr räumlicher Bezug reicht von den afrikanischen Kolonien Togo, Kamerun, dt. Südwest- (heute Namibia) und dt. Ostafrika (Tansania, Ruanda und Burundi) bis nach Ostasien und den Pazifik mit Tsingtau in China, Papua-Neuguinea einschl. Inseln und dt. Samoa. Im Essay zu Togo wird auch auf die brandenburgisch-preu-

bischen Festungen im heutigen Ghana eingegangen. So wurde die afrikanische Zentrale Groß Friedrichsburg von 1683 bis 1717 von Pillau (Hafen von Königsberg in Ostpreußen) über See betreut. Es fehlt nur noch eine Darstellung der Welserzüge zwischen 1531 und 1544 im heutigen süd-amerikanischen Venezuela bzw. Kolumbien oder in der Nachkolonialzeit das Unglück der „DDR-Kinder von Namibia“.

Das Deutsche Reich war vor dem Ersten Weltkrieg eine der großen europäischen Kolonialmächte. Die Kolonien entstanden etwa ab 1884 bis zur Jahrhundertwende in sehr individuellen Entwicklungsprozessen. Erst in den letzten Jahren rückt dieser Aspekt der dt. Vergangenheit zunehmend ins öffentliche Bewusstsein. Daher wäre eine ausführlichere Hinleitung zum Thema wünschenswert, ist doch das Wissen darum in weiten Teilen der Bevölkerung seit nahezu einem Jahrhundert verschüttet. Die knappe Skizze der Einordnung in den europäischen Kolonialismus ist daher nicht ausreichend. Didaktisch fragwürdig bleibt die unvorbereitete Konfrontation mit den Völkermorden in Südwest- und Ostafrika Anfang des 20. Jahrhunderts. Das ist dem schwierigen und verschütteten Thema nicht angemessen. Es kommt der Eindruck auf, dass hier vielleicht auch die Geschichtsschreibung der Sieger aufscheint. Die ehem. dt. Kolonien sollten ja von ihnen über Jahrzehnte bis zu ihrer Unabhängigkeit geprägt werden.

Das dt. Reich fand 1870/71 zusammen, rd. 1½ Jahrzehnte später kam es zu ersten Kolonien, die längstens etwa drei Jahrzehnte bei Deutschland blieben. Da drängt sich die Frage auf, ob Deutschland als junger Nationalstaat ggf. mit dem Kolonialbesitz überfordert war? Und was ist heute tatsächlich noch auf den damaligen dt. Status zurückzuführen? Diese Fragen

werden nach einem Jahrhundert Zeitabstand nicht mehr eindeutig und erschöpfend zu beantworten sein. Der Ausstellung und dem Begleitband kommt jedoch das Verdienst zu, diese Fragen angestoßen zu haben.

Leihgeber waren u.a. das Stadtarchiv und das Institut for Biomedical und Pharmaceutical Research (IBMP), beide Nürnberg. In Schweinfurt erinnert man sich mit Carl Christian Giegler Pascha und Schwester Lamada Schweinfurth, die die Sammlung des berühmten Afrikaforschers verwahrte, an diese Zeit.

Der großformatige Band ist gut ausgestattet mit einer Übersichtskarte europäischer Kolonien vor dem Ersten Weltkrieg, Vor- und Grußwort, den Essays und dem in acht Stationen gegliederten Ausstellungs- bzw. Katalogteil. Im Anhang findet sich das Literaturverzeichnis, die Auflistung der Leihgeber, das Objektverzeichnis und das Impressum für Ausstellung und Katalog.

Die Ausstellung hat Maßstäbe gesetzt und Türen geöffnet. Daran wird man in Zukunft bei der Begegnung mit Menschen von dort nicht vorbeikommen.

Thomas Voit

Siegfried Kett: **Erhellung und Beschleunigung. Vom Glasrohr zum Dynamo und Telefon. Nürnbergs Rolle in der Elektroggeschichte** (= Buchfranken, Bd. 3). Röttenbach [Schrenk-Verlag] 2016, ISBN 978-3-924270-83-4, 154 S., zahlr. Abb., 14,90 Euro.

„Diese Spielerey hat noch kein Ende, ohne dass man einen Nutzen davon siehet. Doch Nutzen genug; Schlag-Fluß und hitzige Fieber!“, kommentierte ein Zeitgenosse die frühen Experimente mit Elektrizität im

18. Jahrhundert, die sich an den deutschen Universitäten und Höfen zu einer regelrechten Modewissenschaft und zu einem Unterhaltungsfaktor entwickelt hatten. Der Wittenberger Physiker Georg Matthias Bose (1710–1761) und der französische Abt Jean-Antoine Nollet (1700–1770) entwickelten immer attraktivere Versuche, in Wien interessierte sich Kaiser Franz I., der Gemahl Kaiserin Maria Theresias, für Experimente mit Elektrizität und in Leipzig besuchte die sächsische Fürstenfamilie die Universität, um sich elektrische Vorführungen zeigen zu lassen.

Das erste Lehrbuch für Elektrizität in deutscher Sprache aus dem Jahre 1744 stammt jedoch von dem bekannten Nürnberger Mathematiker, Physiker und Astronomen Johann Gabriel Doppelmayr (1677–1750), dessen „Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern“ (1730) bis heute zu den Standardwerken wissenschaftshistorischer Arbeiten gehört und dessen Himmelsgloben und astronomische Karten im 18. Jahrhundert sehr begehrt waren. Seine Beschäftigung mit der Elektrizitätslehre, was unter anderem die Beschreibung zahlreicher Versuche umfasste, wurde in ganz Europa rezipiert und bildet den Auftakt der vorliegenden kleinen Schrift, die einen anregenden Beitrag zur Wissenschafts-, Technik- und Industriegeschichte Nürnbergs darstellt.

In der Nachfolge Doppelmayers wurde Nürnberg immer wieder zum Schauplatz bedeutender Forschungen und Experimente auf dem Gebiet der Elektrizitätslehre sowie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem führenden deutschen Standort der Elektroindustrie. Der gebürtige Erlanger Georg Simon Ohm (1789–1854) war seit 1833 Physiklehrer und Rektor an der Polytechnischen Schule in Nürn-

berg und wurde 1849 zweiter Konservator der mathematisch-physikalischen Sammlung sowie Professor an der Universität München. Das nach ihm benannte Gesetz, das heute alle Schüler lernen müssen, wurde für die Entwicklung der elektrischen Messtechnik und der Starkstromtechnik richtungweisend. Die internationale Maßeinheit Ohm für die elektrische Größe des Widerstandes wurde 1881 eingeführt.

Mit der Stadt Nürnberg verbunden sind ferner frühe Ansätze von Telegraphie und Starkstromtechnik; der Mechaniker Johann Friedrich Heller (1836–1911) entwickelte die ersten Anlagen für Nachrichtenübermittlung und gilt bis heute als entscheidender Innovator in dieser Branche. Seine Firma in Nürnberg hatte bis 1888 an die Reichspost und die Reichsbahn rund 1.700 Apparate für „*Telephonie und Signalwesen*“ geliefert. Sein erster Lehrling Sigmund Schuckert (1846–1895), der später bei Siemens & Halske in Berlin und in der Telegraphenfabrik von Thomas Alva Edison in New Jersey berufliche Erfahrung sammeln konnte, wurde durch die Konstruktion eines Dynamos und durch die Gründung eines eigenen Unternehmens 1872 zum Pionier der Industrialisierung in Nürnberg. Seine Experimente mit Bogenlampen führten zum Einbau der ersten fest installierten elektrischen Beleuchtung in Bayern in Schloss Linderhof. 1882 stellte er mit drei Bogenlampen in der Nürnberger Kaiserstraße die erste dauernd betriebene elektrische Straßenbeleuchtung Deutschlands auf. In Nürnberg (und anderen deutschen Großstädten) begann die Elektrifizierung des Alltags mit dem Ausbau der elektrischen Straßenbeleuchtung, der Umstellung auf elektrische Antriebe und dem Ausbau der Stromversorgung und der Stromnetze. Einen Anschluss an

das elektrische Stromnetz erhielten alle Nürnberger Wohnbezirke aber erst am Ende der 1940er Jahre.

Das informative und sprachlich gut formulierte Büchlein, das den Leser über kurze Einschübe mit den naturwissenschaftlichen Grundkenntnissen vertraut macht, ist sehr lesenswert, vermittelt die historische Entwicklung zwischen dem 18. Jahrhundert und der Wende zum 20. Jahrhundert überaus kenntnisreich und ordnet die Fakten stets in größere Zusammenhänge ein. Leider fehlt ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis für die weitere Lektüre, darüber hinaus wäre für eine solche Darstellung, die einen wichtigen Beitrag zur Geschichte Nürnbergs darstellt, eine bessere Ausstattung des Buches und insbesondere eine höhere Qualität der Abbildungen wünschenswert gewesen.

Johannes Schellakowsky

Dieter Buck: **Radeln im lieblichen Taubertal**. Tübingen–Karlsruhe [Silberburg-Verlag] 2018; ISBN 978-3-8425-2081-3, 159 S., viele Farb-Abb., 14,99 Euro.

Anders als erwartet führen die Radtouren bis ins benachbarte Unter- und Mittelfranken (z.B. südliches Mainviereck, Würzburg, Röttingen, Rothenburg) sowie in den Neckar-Odenwald-Kreis. Der Schwerpunkt bleibt aber im Taubertal mit seinen Nebentälern.

Die 20 Genießer-Touren reichen von der anspruchsvollen Kompletttour mit 120 Kilo- und fast 1.000 Höhenmetern bis zum Nachmittagsfamilienausflug mit 24 km. Was der Radexperte Dieter Buck unter Genussradeln versteht, ist eben sehr unterschiedlich und abwechslungsreich. Etwas zu sehen, zu erfahren und zu erleben, gibt es bei allen Touren, denn sie führen kreuz und quer durch das als lieb-

lich vermarktete Taubertal. Der Klassiker ist ebenfalls in der Tourenbeschreibung enthalten.

Zu Fuß oder mit dem Rad erlebt man einen Landstrich regelmäßig aus einer anderen Perspektive viel intensiver und authentischer, als wenn man motorisiert unterwegs ist, und einige Zeitgenossen schwören darauf! Bei dieser Anleitung, das Taubertal zu erleben, können wir ebenfalls genau darauf bauen. Für uns vom FRANKENBUND von besonderem Interesse sind die im Radführer farblich gekennzeichneten Abschnitte der Tourenbeschreibungen, die sich im Wesentlichen mit den Sehenswürdigkeiten befassen. Kurz und knapp kann hier sicher keine ausführliche Würdigung z.B. der Baudenkmäler erwartet werden, weil das den Rahmen sprengen würde und eines Radwanderführers auch nicht angemessen wäre. Es wird aber immer wieder – pro Tour auch durchaus in angemessener Weise mehrmals – auf Sehens- und Besuchenswertes hingewiesen.

Die Themen der Touren reichen dabei von Fachwerk bis Grünkern oder von Bildstock bis Obstbau. Zusätzlich zur detaillierten Beschreibung der Touren mit Ausgangspunkt, Schwierigkeitsgrad, Kurzinfo, empfohlenen Karten, Tipps für Unterwegs, Sonstiges sowie Öffentliche Verkehrsmittel gibt es auch Hinweise auf Ladestationen für E-Räder, Reparaturstopps, Wegbeschaffenheit und Fahrplanauskunft. Tipps für Ausrüstung und Vorbereitung runden den Führer ab.

So vorbereitet wird das Radfahren im Taubertal ein reines Vergnügen. Insgesamt eine gelungene Aufschlüsselung der Region Tauberfranken nicht nur für den Radfahrenden. Die stimmungsvollen Bilder laden ein, sogleich die historisch ungemein abwechslungsreiche Landschaft neu zu erkunden oder noch intensiver kennen zu lernen.

Thomas Voit

Andreas Plackinger/Martin Schawe (Hrsg.): **Staatsgalerie in der Neuen Residenz Bamberg: Barockmalerei**. Berlin–München [Deutscher Kunstverlag] 2017; ISBN 978-3-422-07417-0, 160 S., kart., 113 Farb- und 4 s/w-Abb., 12,90 Euro.

Dass kein fränkischer, also in Franken geborener oder in Franken arbeitender Maler vertreten ist, verschlägt nichts. Mit der Filialgalerie der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, die 2013 in der Neuen Residenz zu Bamberg eröffnet wurde, hat Oberfranken (um die anderen fränkischen Staatsgalerien einmal beiseite zu lassen) nach der Neueröffnung der Galerie des Neuen Schlosses in Bayreuth, die sich auf äußerst qualitätvolle Gemälde eines relativ klassizistisch orientierten Spätbarock konzentriert, einen zweiten Schwerpunkt in Sachen Barockmalerei hinzugewonnen.

Nun wurde endlich der fällige Sammlungskatalog veröffentlicht, der jedes der 65 Bilder der Galerie und die 16 Supraporten der „Kavalierszimmer“ in den Blick nimmt. Anders als in Bayreuth, wo heute ausschließlich Gemälde aus anderen als den ursprünglichen Beständen die Galeriewände besetzen, weil schon im 18. Jahrhundert starke Abgänge in die von Markgraf Alexander favorisierte Residenzstadt Ansbach verzeichnet werden mussten, hängen in der Bamberger Residenz nicht weniger als 25 Gemälde, die sich schon im 18. Jahrhundert am authentischen Ort befanden. Weitere neun Bilder stammen ursprünglich aus Schloss Seehof (von ihnen wanderten einige später in die Residenz), nicht weniger als zehn, die im 19. Jahrhundert der Stadt gestiftet wurden, gehörten zu einer Bamberger Privatsammlung, und weitere zwei befanden sich einst in anderen Bamberger Beständen. Notabene: Sechs Gemälde hingen ursprünglich in der Kurfürstlichen Galerie in Schloss

Schleißheim, weitere zwei waren in München daheim. Dies nur als Hinweis für diejenigen, die grundsätzlich davon ausgehen, dass „die Münchner“ im Verlauf der Geschichte – spätestens seit der Säkularisation im Jahre 1803 – die fränkischen Besitztümer systematisch geplündert hätten. Im Fall der Bamberger Galerie haben die Bearbeiter des Katalogs feststellen können, dass mit der Enteignung der kirchlichen Güter, soweit es die Bamberger Gemälde betraf, oft nur eine Umwidmung, aber kein Abtransport oder Verkauf verbunden war. Eine öffentliche Galerie hat es hier auch schon im frühen 19. Jahrhundert gegeben.

Das Ergebnis der Sammeltätigkeit der Fürstbischöfe, von denen zwei – Friedrich Karl von Schönborn-Buchheim (1674–1746) und Adam Friedrich von Seinsheim (1708–1779) – in der Bamberger Galerie *in effigie* vertreten sind, war berückend. Man sammelte an der Regnitz durchwegs erstklassige Kunst des Barock aus den Niederlanden, Italien und den deutschen Landen, offenbar weniger aus Frankreich. Auch der Domvikar Joseph Hemmerlein (1766–1838), dessen gesammelte Werke in seinem Todesjahr der Städtischen Sammlung gestiftet wurden, wusste, was hohe malerische Qualität ist.

Erste konstruktive Überlegungen zu einer sinnvollen Neugestaltung der alten Galerie fallen in das Jahr 1922. Damals machte der Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, Friedrich Dörnhöffer, dem Bamberger Oberbürgermeister Adolf Wächter den Vorschlag, die besten Bilder aus der staatlichen Zweiggalerie und der städtischen Sammlung zusammenzulegen, um eine Galerie zu schaffen, *„die vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart hineinreichen könnte und für Bamberg eben das böte, worauf diese alte Kulturstätte berechtigten Anspruch hat“*.

Doch erst 1933 wurde die Galerie nach den sinnvollen Überlegungen neueröffnet. Eine neue Konzeption konnte dann nach den Verwerfungen des Kriegs und Nachkriegs realisiert werden, doch auch die Neuordnung von 1968, wie sie noch im Heft des Schnell & Steiner Verlags von 1986 ausschnittthaft dargestellt wurde, hielt nicht ewig.

Stand die Altdeutsche Galerie aufgrund ihrer klimatischen und räumlichen Situation immer (und zu Unrecht) an zweiter Stelle, so setzte man bei der 2013 beendeten Neuorientierung der Barockgalerie auf eine Vertiefung dessen, was 90 Jahre zuvor zum ersten Mal angedacht worden war: *„Leitgedanke bei der Zusammenstellung der Gemälde war, den bereits im frühen 19. Jahrhundert einsetzenden und im Abstand von einigen Jahrzehnten immer wieder aufs Neue notwendigen Prozess der kritischen Sichtung des Bestandes und der zeitgemäßen Anpassung der Präsentation fortzuführen. Das Konzept sollte gestrafft, das Niveau nochmals angehoben und die Tradition des Ortes dabei zitathaft eingebunden werden“*, wie Martin Schawe (Mitarbeiter der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen) schreibt. Wer durch die Räume geht und das schöne, erstaunlich preiswerte Buch studiert, sieht also auch auf eine quasi historische Hängung, mit der das ikonographische Denken und die ästhetischen Vorstellungen der einstigen Käufer und Besitzer rekonstruiert wurden.

Anders als in der anderen oberfränkischen Galerie, wo eine Rekonstruktion des alten Sammlungsinhalts aufgrund der Verluste nur unter Preisgabe der Qualität oder eines überzeugenden Ausstellungskonzepts möglich gewesen wäre, konnte man in Bamberg tatsächlich die Gemäldekunstwelt der Fürstbischöfe rekonstruieren. Diese verstanden sich nicht als „frän-

kische“, sondern in ihren politischen Zielen und ihren Kunstinteressen als international auftretende Regenten. Beides hing im Medium des „weltlichen“ wie „geistlichen“ Schaustücks eng miteinander zusammen. Das spezifische Ergebnis ihrer in jedem Sinne barocken Hof- und Repräsentationskultur nun auch in Buchform genießen zu können, dürfte für den Kunstliebhaber wie für den Historiker der fränkischen Landesgeschichte beglückend sein.

Frank Piontek

Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde St. Lorenz (Hrsg.): **500 Jahre Engelsgruß in St. Lorenz Nürnberg**. Lindenberg i. Allgäu [Kunstverlag Josef Fink] 2018; ISBN 978-3-95976-145-1, 104 S., 64 Farb-Abb., 14,80 €

Im Sommer 2018 war es wieder soweit, aber diesmal stand das Herablassungsfest unter einem besonderen Stern. Immerhin galt es, ein rundes halbes Jahrtausend zu feiern. Vor genau 500 Jahren wurde das vermutlich berühmteste, vielleicht auch das kunstgeschichtlich bedeutendste Kunstwerk der Stadt Nürnberg zum ersten Mal in die Höhe gehoben. Am 12. März 1517 hatte der höchst einfluss- wie steinreiche Patrizier Anton II. Tucher die ersten Ausgaben für das exzeptionelle Bildwerk in seinem Haushaltsbuch notiert: *„ein lintten czu einem Mariapild dem Veit Stoß im wald hat lassen hawen und per Wirtt czu Puch hat lassen herein furn.“* 15 Monate später konnte das Meisterwerk den Nürnbergern präsentiert werden.

Anlässlich des 500. Geburtstages des Englischen Grußes, der seit 500 fast ununterbrochenen Jahren im vorderen Chorraum zu St. Lorenz schwebt, kam die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde St.

Lorenz auf die gute Idee, eine Monographie des Kunstwerks vorzulegen, die sowohl den sog. Fachmann wie den interessierten Laien anzusprechen vermag. Zunächst sei eine Kritik angebracht: unter den sechs Beiträgen vermisste ich einen Aufsatz zu konservatorischen Fragen – denn nachdem der Engelsgruß (nach einem Interim auf der Burg und in der Frauenkirche) 1817 zu Boden stürzte und in Hunderte von Stücken zerbarst, wäre es interessant, zu erfahren, welchen Schaden die Gruppe nahm und wie die konservatorischen Maßnahmen zumal der frühen 1970er Jahre aussahen. Dafür hätte man, um den vermutlich angepeilten Rahmen von gut 100 Druckseiten nicht zu sprengen, freilich auf einen anderen Aufsatz verzichten müssen. Man wäre ein Schelm, würde man dafür einen der beiden theologisch motivierten Beiträge ersetzt haben, weil die Bedeutung eines kirchlichen Kunstwerks sich bekanntlich nicht in seiner kunstgeschichtlichen und ästhetischen Bedeutung erschöpft, oder anders gesagt, kann ein Engelsgruß nicht ohne seine theologische und liturgische Funktion begriffen werden. Insofern haben die beiden Beiträge von Wolfgang Beinert („Maria – eine katholische Perspektive“) und Karin Ulrich-Eschemann („Der Engelsgruß zwischen Himmel und Erde im Gottesdienst“) einen Sinn: so wie die theologische Bedeutung des Engelsgrußes im Widerspiel von Vergangenheit und Gegenwart, vom Nürnberg des 16. bis zur Metropole des 21. Jahrhunderts.

Führt Ines Pelzl zunächst allgemein in Leben und Werk des Veit Stoß ein, um dem Werk seinen biographiegeschichtlichen Raum zu geben (der Engelsgruß fungierte auch als Rehabilitationsstück des verfemten Meisters), so erläutert Frank Matthias Kammel den Engelsgruß in seinem histo-

rischen Werdegang. Als mit 500 Gulden sündhaft teure Opfergabe des Anton II. Tucher und als Beweis für seine intensive Marienverehrung fungierte der Gruß als das letzte gewaltige Denkmal für eine spezifische, im reichen Nürnberger Patriziat verwurzelte Frömmigkeit und Jenseitsvorsorge – kurz, bevor die Reformation damit aufräumte, dabei aber auch den Gruß unangetastet ließ und nur länger verhüllte, als es zuvor üblich war. Nürnberg und die Welt rückten im Zeichen des Engelsgrußes stets zusammen, wenn hoher Besuch die Lorenzkirche betrat. Cosimo III. de Medici, der als „Türkenlouis“ bekannte Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der bayerische König Ludwig I.: sie alle künden vom Ruhm des Werks und seines Meisters, auch von der kaum zu überschätzenden Bedeutung des Stifters.

Dem Publikum eher unbekannt dürfte dagegen die enge Beziehung des in der Stoß-Werkstatt geschaffenen Marienleuchters sein, der mit Vera Henkelmann eine genaue Interpretin gefunden hat. Beide Werke hängen in ihrer Entstehungs- und Bedeutungsgeschichte so eng zusammen, dass der Leser sich darüber wundern darf, warum dieser Aspekt bislang kaum so intensiv, ja: ausgeleuchtet wurde. Die Ikonographie beider Werke verweist, im Zeichen des Rosenkranzes und der Mariologie, systematisch aufeinander und hatte im Mittelalter eine genaue liturgische Bedeutung. Außerdem ist sie – im Kreis der anderen mittelalterlichen Marienleuchter – zudem so gestaltet, dass man von einem einzigartigen Ensemble sprechen muss.

Geradezu augenöffnend ist schließlich der letzte kunsthistorische Beitrag zum Engelsgruß. Sarah Nienas widmet sich der „*materialen Erscheinung*“, also den „*Aspekten zu Raum und Polychromie*“ des Englischen Grußes. Dabei wird zweierlei

herausgearbeitet: zum einen die unglaubliche Kunstfertigkeit, mit der der Schnitzer und Fassmaler die Gesamterscheinung und zugleich die kleinsten, ästhetisch wie theologisch verbindlichen Details des Bildwerks herstellte, und zum anderen die Wirkung, die diese Kunstfertigkeit nicht zuletzt dank des Spiels von Licht und Schatten, Farbe und Form, bis heute zu provozieren vermag.

In diesem Sinne ist die Meinung des Germanisten Friedrich Heinrich von der Hagen, der 1817 das Bildwerk sah, nicht mehr als eine witzige Erinnerung: „*Die riesengroßen angemalten und vergoldeten Figuren, mit bauschigen Gewändern, sind gemein, und das Mädel, welche sie zeigte, war in der Tat hübscher.*“ Was nicht bedeutet, dass es nicht auch heute noch „hübsche Mädels“ in Nürnberg gibt.

Frank Piontek

Christoph Pitz: **Das Würzburger Jahrtausend. Die Zeit des Mittelalters in Geschichte und Geschichten.** Würzburg [Echter Verlag] 2018; ISBN 978-3-429-04476-3, 352 S. mit Abb., 19,90 Euro.

Zu den grundlegenden Elementen von Geschichtsdarstellung und zu den Lernzielen im Geschichtsunterrichts gehört seit längerer Zeit die von der Bildungsforschung eingeforderte narrative Kompetenz. Die Fähigkeit, historisch zu erzählen oder „*sich durch historisches Erzählen in der Zeit zu orientieren*“ (Jörn Rüsen), muss also vorausgesetzt werden, um tausend Jahre Würzburger Stadtgeschichte im Mittelalter in einem Band abzuhandeln. In methodischer Hinsicht widmet der ansprechend gestaltete Band bestimmten Persönlichkeiten, historischen Ereignissen

oder bekannten Würzburger Bauten einzelne Abschnitte: Von den Missionsbemühungen im Frankenreich und der Gründung des Bistums über die bekannte Hochzeit Kaiser Friedrich Barbarossas mit Beatrix von Burgund, bedeutenden Hoftagen oder der Verleihung der „Gülden Freiheit“ bis zur komplexen Baugeschichte des Domes und der ersten Universitätsgründung vermittelt dieses breite Panorama zahlreiche Einblicke in die mittelalterliche Entwicklung Würzburgs und unterstreicht mit den Bezügen zur Reichsgeschichte und zu den Entwicklungen in Europa die herausragende Bedeutung Würzburgs in dieser Epoche. Mit der langen Regierungsperiode des Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg, dessen kluge und besonnene Politik zu einer Phase des Wohlstandes und der Stabilität führten, bahnte sich um das Jahr 1500 eine Zeitenwende an, mit der die Darstellung endet.

Geschichte erzählen bedeutet auch immer, Geschichte erklären, und dies ist hier auf weite Strecken und mit dem Blick auf ein breites Publikum kompetent und überzeugend gelungen, wenn man einmal von den zahlreichen (umgangs-)sprachlichen Eigenwilligkeiten und manchen unpräzisen Begrifflichkeiten absieht. Ein sorgsames Lektorat wäre hier hilfreich gewesen. Angesichts der zahlreichen überflüssigen Floskeln und Phrasen, einer Reihe von unnötigen Gegenwartsbezügen und kaum nachvollziehbaren Verallgemeinerungen, die die Lektüre der einzelnen Kapitel erschweren, mag man dem Verfasser durchaus zustimmen, wenn er an anderer Stelle (S. 275) betont: „*Manchmal ist solches dann kaum noch aus den Köpfen zu bringen oder braucht seine Zeit, bis wieder einmal genau hingeschaut und verbreitet wird.*“

Johannes Schellakowsky